



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

So — so! sagte der Antiquar gedehnt, er hat dir also einen Antrag gemacht! Davon habe ich ja gar nichts bemerkt!

Er kam gestern gerade, als du zur Auktion gegangen warst.

Ich kann mir schon denken, was er wollte, bemerkte Seyler mit geheimer Genugtuung, er hat sicher wieder nach Voigts Wiederbelebung des klassischen Altertums gefragt.

Nein, danach hat er diesmal nicht gefragt, berichtete Käthchen der Wahrheit gemäß. Als er merkte, daß du nicht da warst, meinte er, wir könnten ja auch einmal über andre Dinge reden als nur über Bücher. Er ginge in acht Tagen in die großen Ferien, und nachher zöge er dann nach Halle, und deshalb wolle er Abschied von mir nehmen. Ich sollte doch so gut sein und ihm zum Abschied die Hand geben. Das tat ich denn auch und gab sie ihm, und da fragte er, ob er sie nicht gleich behalten könne. Er habe eine hübsche Bibliothek, und da brauche er nachher auch eine — eine Frau, die mit Büchern umzugehn wisse.

Aha! Hinc illae lacrimae! rief der Onkel, indem er sich die Hände rieb, nun kann ich mir die Geschichte erklären! Er braucht eine Bibliothekarin. Nun, das ist kein übler Posten. Ich glaube, da kannst du ruhig ja sagen.

Das habe ich schon getan, Onkel. Sieh, ich hätte dich ja eigentlich fragen sollen. Aber der arme Mensch hatte es so sehr eilig. Und da hab ich ihm den Gefallen getan und ihm gleich Bescheid gegeben. Er läßt sich dir auch schönstens empfehlen.

Danke, danke! sagte der Onkel nachdenklich, dieser Waegold! Nicht genug damit, daß er mir die besten Bücher ausführt, er holt mir auch noch mein Käthchen weg! Man kann sich doch nie genug vorsehen. Ich freue mich übrigens, daß es kein andrer ist. Wer weiß, wohin du sonst geraten wärest. Bei ihm wirst du, soweit ich ihn kenne, eine wirklich gediegne Bibliothek finden.

Das war kein übermäßig starker Trost, aber er reichte hin, Herrn Polykarp Seyler über die traurige Tatsache hinwegzuhelfen, daß er über kurz oder lang seine Rechte verlieren sollte.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. (Der Kurs der deutschen Politik in Nordschleswig. Marokko. Eindrücke der Swinemünder Begegnung.)

In Nordschleswig hat sich die Lage etwas hoffnungsvoller gestaltet, als nach dem unglücklichen Auftreten des Oberpräsidenten v. Bülow angenommen werden konnte. Gar zu deutlich hat sich doch herausgestellt, daß es nicht richtig war, der freundlichen, diplomatischen und höfischen Annäherung zwischen Berlin und Kopenhagen ein übereiltes Entgegenkommen in unserm internen Nationalitätenstreit folgen zu lassen. Wenn wir einem Nachbarstaat, dessen König und Regierung uns guten Willen zeigen, gern die Hand reichen und jede mit unsrer Würde vereinbarte freundliche Rücksicht erweisen, so folgt daraus noch nicht, daß wir diesem Staat zuliebe unser gutes Hausrecht ungewahrt lassen und unsre Staatsautorität von pflichtvergeffenen Untertanen verhöhnern lassen sollen. Es war ein Glück für die

deutsche Sache, daß die deutsche Bevölkerung in Nordschleswig ihren Standpunkt mit solcher Festigkeit und Besonnenheit vertreten hat. Sie ließ sich nicht ins Unrecht setzen, obwohl die Versuchung zu einer scharfen und erbitterten Opposition gegen den drohenden neuen Kurs in der nordschleswigschen Politik nahe genug lag. Fest auf ihrem Recht und ihrem vaterländischen Empfinden fußend, wichen die Deutschen keinen Schritt zurück, aber sie ließen sich auch nicht zu leidenschaftlichen Kundgebungen und Maßregeln fortreißen, sondern bewiesen der Regierung an den Tatsachen, wie sehr sie Recht gehabt hatten. Denn die Dänen stürmten nun wie eine wilde Meute gegen das Tor, das ihnen der Oberpräsident mit seinem „Bruderkuß“ unvorsichtig geöffnet hatte. Die Maßlosigkeit der dänischen Hatzpresse und die ruhige Festigkeit der deutschen Bevölkerung bauten der Regierung die Brücke zum Rückzug. Denn ein so entschlossener Widerstand, ein so verzweifelter Ingrimm, eine so mühsam verhaltene Erbitterung auf der Seite der Deutschen konnte ebensowenig ohne Eindruck bleiben, wie es eine preußische Staatsbehörde verantworten konnte, daß ihr wohlmeinendes Entgegenkommen mit so frechem Hohn und solchen Herausforderungen von dänischer Seite beantwortet wurde. Gegen diese offenbare Unloyalität Nachsicht zu üben, war eine Sache, die kein Vertreter der preußischen Staatsgewalt gemeint haben konnte, wenn er auch von Veröhnung und brüderlichen Begrüßungen sprach. So war der Weg freigegeben, sich von unvorsichtiger Überschwenglichkeit wieder zu praktischem Staatsbewußtsein und zu den harten Notwendigkeiten der Realpolitik zurückzufinden. Jetzt war es leichter, den Dänen zu erklären, daß es so nicht gemeint gewesen sei, daß von einem weiteren Entgegenkommen nur unter der Voraussetzung der Loyalität auch auf der andern Seite die Rede sein könne, wobei man freilich vorher besser hätte orientiert sein können, daß auf diese Loyalität nicht zu rechnen war. Indessen, wenn auch dieses Abirren vom rechten Wege bedauerlich erscheinen muß, so bleibt doch die Hauptsache, daß noch rechtzeitig die richtige Erkenntnis zum Durchbruch gekommen ist, welcher schwerer Fehler eine wirkliche Schwenkung in der innern nordschleswigschen Politik jetzt sein würde.

So konnte der Schein einer verhängnisvollen Schwenkung noch glücklich vermieden werden, und die Brudergrußrede des Oberpräsidenten konnte als eine vereinzelte Entgleisung gelten, wenn auch Schaden genug dadurch angerichtet worden ist. Ja es scheint sogar, als bestünde das Bestreben, den übeln Eindruck ausgiebig wieder gut zu machen. Der Vorsitzende des „Deutschen Vereins für das nördliche Schleswig“, Landrichter Dr. Hahn in Flensburg, konnte in einer Vorstandssitzung berichten, daß er wichtige Zusagen von dem Oberpräsidenten erhalten habe. Diese Zusagen sind so bedeutsam, daß sie in der Form, wie sie von dem genannten Verein wiedergegeben worden sind, wohl auch an dieser Stelle der besondern Mitteilung wert sind. Danach handelt es sich um folgende Punkte:

1. Die Landesgrenze bleibt immerdar an der Königshau.
2. Die Sprachanweisungen vom 18. Dezember 1888 bleiben felsenfest bestehen. Die Volksschule ist und bleibt deutsch.
3. Neue Naturalisationen, die der Januarvertrag nicht gebietet, erfolgen nicht, ebensowenig auch Nachgiebigkeiten ähnlich dem Falle Finneemann. Ausländer, die zum Zwecke der Agitation die Landesgrenze überschreiten, sollen ferngehalten werden. Hier sesshafte Ausländer, die Übergriffe begehn, werden verwarnt, eventuell ausgewiesen.
4. An die Ausweisung der kommissarischen Amtsvorsteher wird nicht gedacht.
5. Bedeutende staatliche Mittel werden beantragt werden zur Förderung der bisherigen deutschen Zwecke, zur planmäßigen Kräftigung und Vermehrung des

Deutschtums, namentlich zur Kolonisation, zur Kreditgewährung, zur Errichtung und reichen Stipendierung deutscher Volkshochschulen, zur Gewährung einer auskömmlichen Nordmarkszulage für die Volksschullehrer und zum Bau von Dienstwohnungen.

Der letzte Punkt in diesen Zusagen ist von besondrer Bedeutung. Es wird ein aktives Vorgehen gegen das irredentistische Dänentum geplant. Die Dänen haben das der Dreistigkeit zu verdanken, mit der sie ihre letzten Ziele enthüllen und darauf hinarbeiten. Erst kürzlich hat sich wieder der Reichstags- und Landtagsabgeordnete H. P. Hanssen, dem seiner Zeit von einem preußischen Gerichtshof bescheinigt wurde, daß seine Tätigkeit sich nicht mit dem Treueid, den er als Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses dem König geleistet habe, vereinigen lasse, an irredentistischen Kundgebungen in Dänemark beteiligt. Wenn man das Auftreten dieses „deutschen“ Parlamentariers auf dänischem Boden, z. B. neuerdings in Stubbekjöbing auf der Insel Falster, näher betrachtet, kann man nur die Geduld und die Rücksichtnahme bewundern, die die preußische Regierung diesem aufreizenden, friedenstörenden, in seinen Zielen landesverräterischen Treiben von Leuten, die von Rechts wegen preußische Untertanen sind, zuteil werden läßt. Diese Leute sind der lebendige Beweis, daß von wirklicher Unterdrückung nicht die Rede ist, und wenn behauptet wird, daß die Gerechtigkeit zu kurz kommt, so kann das nur insofern zutreffen, als die deutschen Interessen nicht immer kräftig und streng genug gegen Herausforderungen des dänischen Übermuts geschützt werden. Also hoffen wir, daß der Kurs unsrer innern Dänenpolitik jetzt ein für allemal feststeht, und die Deutschen in Nordschleswig nicht wieder in die Lage peinlicher Enttäuschung gebracht werden!

Nun steht das Gespenst der Marokkofrage einmal wieder am politischen Horizont und gibt den Stoff zu recht bunten Betrachtungen. In Wirklichkeit besteht diesmal kein unmittelbarer Anlaß zur Sorge wegen möglicher Verwicklungen zwischen den europäischen Mächten. Die Lage ist heute ganz anders als vor der Algeciras-Konferenz, weil sämtliche Mächte auf einer gemeinsam anerkannten Rechtslage fußen und gar keine Lust haben, sich deswegen ohne Not zu veruneinigen. Immerhin ist Vorsicht und Wachsamkeit nötig, weil bei dem Fanatismus der Marokkaner mit ganz überraschenden Zwischenfällen gerechnet werden muß.

Freilich taucht an vielen Stellen auch die Sorge auf, daß durch die neueste Entwicklung die Algecirasakte vollständig hinfällig werden könnte, und dartin erblickt man einen schweren Schlag für das Prestige des Deutschen Reiches. Das scheint vielleicht auf den ersten Blick einleuchtend, und doch vergißt man dabei, was die Algecirasakte eigentlich zu bedeuten hat. Ob es Fälle geben kann, die in den Abmachungen von Algeciras nicht vorgesehen sind, oder ob ihr Inhalt in einzelnen Punkten über kurz oder lang der Abänderung bedarf, darauf kommt es ja gar nicht an. Wir müssen uns klar machen, daß wir mit zwei von Hause aus ganz verschiedenen Auffassungen der Marokkofrage zu tun hatten, die nebeneinander herliefen, und deren Berührungen eigentlich nur Mißverständnisse erzeugten. Die eine Auffassung entstand aus dem Gedanken, Deutschland bedürfe, seit es afrikanische Kolonialmacht geworden war, auch in Nordafrika eines Stützpunktes, und das könne nur Marokko sein, wo die deutschen Handelsinteressen einen zusehends wachsenden Raum gewannen. Begierig wartete man auf den Augenblick, wo Deutschland seine Hand auf Marokko legen würde, und daher empfand man das englisch-französische Abkommen von 1904 als einen schweren Schlag, als eine Niederlage der deutschen Interessen. Dann kam die Zeit, wo die deutsche Politik dem Versuch Delcassés, uns auszuschalten, entgegentrat, und nun glaubten die Anhänger jener unternehmenden Marokkopolitik, es sei die Erfüllung ihrer Wünsche gekommen. Statt dessen begannen die langwierigen Unterhandlungen, um das Zustandekommen der

Konferenz zu sichern, und dann die Konferenz selbst mit ihren unangenehmen Erfahrungen bei der für Deutschland sehr ungünstigen Gruppierung der Mächte und mit den Zugeständnissen, die Deutschland machen mußte, wenn nicht die Konferenz gesprengt werden sollte. Vom Standpunkt einer Aktionspolitik, wie sie von großen Gruppen nationaler Politiker in Deutschland gewünscht wurde, waren die in Algier erhaltenen Eindrücke sehr unerfreulich. Man hielt in diesen Kreisen das Ergebnis für eine „Blamage“ der deutschen Politik. Wenn nun jetzt neue Entwicklungen entstehen, die Frankreich zum selbständigen, gewaltsamen Vorgehen gegen Marokko nötigen, so ist es nicht zu verwundern, daß das Mißvergnügen der geschichteten Kreise über die Lage in Marokko, das angebliche Fiasko der Konferenz von Algier und die scheinbar unglückliche Rolle der deutschen Politik sehr verstärkt worden ist.

Nun kann man vielleicht unserer Regierung bei einzelnen Phasen ihrer Marokkopolitik manchen taktischen Mißgriff und manchen „Kunstfehler“ nachweisen, aber gerecht wird man doch nur urteilen können, wenn man feststellt, daß sich die Regierung die Ansichten und Wünsche jener Aktionspolitiker niemals, in keinem Stadium ihrer Marokkopolitik, zu eigen gemacht hat. Sie hat von Anfang an eine ganz andre Auffassung vertreten, die übrigens in nicht minder gutnationalen Kreisen vollkommen geteilt und gebilligt worden ist. Sie hat es immer abgelehnt, irgendwelche politischen Ziele in Marokko zu verfolgen, dagegen den realen wirtschaftlichen Interessen deutscher Reichsangehöriger in Marokko die größte Aufmerksamkeit und Fürsorge zugewandt. Nun versuchte Frankreich auf dem Wege einer Verständigung mit England ohne Hinzuziehung anderer Mächte eine Lage in Marokko zu schaffen, die sich mit den deutschen Interessen nicht vertrug. Überdies versuchte die französische Politik unter Delcassés Führung diese schon inhaltlich den deutschen Interessen zuwiderlaufenden Bestrebungen in einer Form und Methode zu verfolgen, die sich Deutschland um seines Ansehens und seiner Würde willen nicht gefallen lassen konnte. Dieser Taktik gegenüber befand sich Deutschland in einer schwierigen Lage. Noch war nichts vorgefallen, was eine direkte Handhabe zum Einschreiten bot. Vorstellungen zu erheben auf die bloße Beobachtung hin, daß die französische Politik so handelte, als ob Deutschland nicht vorhanden sei, war sehr mißlich, denn es führte direkt in den Konflikt mit Frankreich hinein und ließ dabei Deutschland als den Angreifer erscheinen. Und doch mußte Frankreich ein Wink gegeben werden, der ein „Bis hierher und nicht weiter!“ bedeutete. Es mußte ein ganz außerhalb des diplomatischen Verkehrs liegender Akt sein, der mit der französischen und englischen Politik äußerlich nichts zu tun hatte, aber doch aller Welt Deutschlands Entschlossenheit zeigte, die Rechtslage in Marokko nicht über seinen Kopf hinweg ändern zu lassen. Das wurde bekanntlich dadurch erreicht, daß der Kaiser bei Gelegenheit seiner Frühjahrsfahrt ins Mittelmeer Tanger anließ und durch den offiziellen Verkehr mit dem zu seiner Begrüßung entsandten Vertreter des Sultans die Möglichkeit fand, öffentlich die Unabhängigkeit Marokkos und die Fortdauer seiner direkten Beziehungen zu Deutschland zu betonen. Nun mußte Frankreich seine Karten aufdecken; es mußte, wenn es weiter wollte, sich mit Deutschland verständigen oder direkt feindselig auftreten. Durch die Entfernung Delcassés wählte es den ersten der beiden Wege, und nun war Deutschland seinerseits vor die Entscheidung gestellt, ob es unter der Gunst der Umstände eine direkte Verständigung mit Frankreich wählen und dadurch vielleicht allerlei Vorteile heraus schlagen, oder ob es in seiner Stellung zur Marokkofrage das einmal aufgestellte Prinzip zäh und beharrlich festhalten solle. Die erste Möglichkeit entsprach, wie man wohl ruhig aussprechen darf, den Wünschen der öffentlichen Meinung in

Deutschland, die sich gern draufgängerisch gebärdet; das kostet nichts und gewährt in jedem Falle die Möglichkeit des Schimpfens. Aber in Wirklichkeit hätte dieser Weg bestenfalls zu einem glänzenden Scheinerfolg geführt, der die wirklichen deutschen Interessen preisgab und dafür nicht zu übersehende neue Verwicklungen in sich barg. Die deutsche Regierung entschied sich für den weniger populären, aber sichrern Weg, streng an der einmal gewählten Richtlinie festzuhalten und darauf zu bestehen, daß die Angelegenheiten Marokkos auf einer internationalen Rechtsgrundlage geordnet werden müßten.

Wer sich diesen Zusammenhang genau vergegenwärtigt, wird erkennen, daß es im Grunde außerordentlich gleichgültig ist, ob die Abmachungen der Konferenz von Algeciras alle Möglichkeiten genügend vorgesehen haben oder nicht, ob Deutschland von seinen ursprünglichen Forderungen und Vorschlägen etwas abhandeln ließ oder nicht, ob die andern Mächte dabei freundschaftlich oder unfreundlich gegen uns auftraten. Die Hauptsache ist erreicht: die internationale Rechtsgrundlage der Marokkofrage. Von einer pénétration pacifique durch eine einzelne Macht, unter Nichtachtung der deutschen Interessen, kann nun nicht mehr die Rede sein. Wohl kann dieser Vertrag, wie jede menschliche Abmachung, auf gewaltsamem Wege zerrissen werden. Gewiß! davor sind wir natürlich niemals geschützt, dazu müssen wir ohnehin immer genügend gerüstet und auf alle Fälle vorbereitet sein. Aber ein Vorgehen Frankreichs in Marokko, wie es vor der Konferenz von Algeciras geschah, kann nicht wiederholt werden. Darum ist es durchaus falsch, die jetzige Lage als ein Wiedererzeln derselben Schwierigkeiten wie früher anzusehn. Es hat seinen guten Grund, wenn sich Frankreich diesmal mit uns loyal über sein Vorgehn verständigt hat, und die gesamte auswärtige Presse, auch in England und Italien, das alles vorurteilsfrei und ruhig würdigt. Und wir können jetzt, bei der größern Klarheit der Lage, Frankreich unbedenklich zugestehn, daß es seine Differenzen mit Marokko ebenso regelt, wie wir es tun würden, wenn die Marokkaner sich ebenso gegen Deutsche vergangen hätten wie jetzt gegen Franzosen.

Zur allgemeinen Beruhigung hat auch die Kaiserzusammenkunft in Swinemünde in der erwarteten Weise beigetragen. Über ihre Bedeutung haben wir uns bereits ausgesprochen. Es muß nur noch nachgetragen werden, daß auch die russische Presse das Ereignis durchaus in seiner richtigen Bedeutung, d. h. in sympathischer Würdigung der davon ausgehenden günstigen Einflüsse auf die deutsch-russischen Beziehungen und die internationale Lage, aber ohne Überschwenglichkeiten bespricht. Wenn einige panslawistische oder unter polnischen Einflüssen stehende Blätter zwar ebenfalls gute Beziehungen zu Deutschland als eine vorläufige Notwendigkeit betonen, dabei aber sich nicht enthalten können, zu versichern, daß eigentlich keine Interessengemeinschaft zwischen Deutschland und Rußland bestehe, so kann man das zu dem übrigen legen. Daß wir von dieser Seite nichts zu erwarten haben, wissen wir auch so. Einstweilen gelten noch die wirklichen Bedürfnisse der Weltwirtschaft an dieser Stelle mehr als Stimmungen und Rasseninstinkte. Ebenso bemerkenswert wie die Haltung der russischen Presse ist auch die der englischen, die die Begegnung von Swinemünde fast ausnahmslos ruhig und sachlich bespricht und durchaus zutreffend in freundschaftlicher Weise beurteilt. Eben jetzt findet ja auch die Begegnung des Königs Eduard mit seinem kaiserlichen Neffen statt und verstärkt die Eindrücke, die den friedlichen Charakter der Weltlage bezeichnen.

Die Kultur der Gegenwart. Zwei Bände des enzyklopädischen Werkes, das Paul Hinneberg unter diesem Titel (bei B. G. Teubner, Berlin und Leipzig) herausgibt, haben wir so ausführlich besprochen, daß wir uns bei dem uns zuletzt

zugegangnen Bande wohl auf eine kurze Anzeige beschränken dürfen. Es ist der erste Teil der Abteilung VI und hat die systematische Philosophie zum Gegenstande. (1907; Preis geheftet 10, gebunden 12 Mark.) Wilhelm Dilthey unterzieht sich der schwierigen Aufgabe, „das Wesen der Philosophie“ zu ermitteln. Eins der Ergebnisse seiner Untersuchung lautet: Die Philosophie „duldet keine strengen Abgrenzungen durch einen bestimmten Gegenstand oder eine bestimmte Methode“. Alois Riehl legt den gegenwärtigen Zustand der Logik und der Erkenntnistheorie dar. Wilhelm Wundt leitet seine Abhandlung über die Metaphysik humoristisch ein. Er erinnert an ihre Dunkelheit und an die Überzeugung jedes Metaphysikers, daß sein System das allein wahre und richtige sei, und bemerkt: „Diese zwei überlebensfertigen Eigenschaften würden vielleicht schon genügen, die Metaphysik in der öffentlichen Meinung der gelehrten wie der ungelehrten Welt zu diskreditieren, auch wenn nicht als eine dritte Eigenschaft noch die hinzukäme, daß sie anerkanntermaßen eine gänzlich nutzlose Wissenschaft ist.“ Nachdem sie nun auch wirklich eine Zeit lang verachtet gewesen sei, hätten in den letzten Jahrzehnten auf einmal statt der Philosophen die Gelehrten aller möglichen Fächer angefangen, Metaphysik zu treiben: die Physiker, die Chemiker, die Zoologen, die Physiologen, die Juristen, die Nationalökonomien, die Theologen und die Historiker; „nur die Philologie hat sich, namentlich seit ihr auf dem Felde der Philosophie selbst eine Tochter in der Kantphilologie erblickt ist, bis jetzt gegen den Sirenenangestrich der Spekulation spröde erwiesen, darin unähnlich ihrer Vergangenheit in dem Zeitalter Kants und Schellings.“ Diese wunderliche Erscheinung beweist die unüberwindliche Stärke des metaphysischen Triebes. Dieser ist „der Einheitstrieb der menschlichen Vernunft selbst, der sich nicht daran genügen lassen will, das Einzelne zu erkennen und innerhalb der beschränkten Sphäre, der es zunächst angehört, mit andern Einzelnen in Beziehung zu setzen, sondern der zu einer Weltanschauung gelangen möchte, in der die getrennten oder nur lose verbundenen Bruchstücke unsers Wissens zu einem Ganzen geeint sind“. Der Metaphysiker unter den Zoologen ist bekanntlich Haeckel. Wundt charakterisiert sein System, das er in den „Welträtseln“ dargelegt hat, ganz objektiv, ohne auf die ansehbaren Einzelheiten einzugehn, und verweist es in die Region der halb mythischen ionischen Naturphilosophie. „Darum hätte Haeckel Fühlen und Streben, Anziehung und Abstoßung ebenso gut mit Empedokles Liebe und Haß nennen können. Schon der aufgeklärte Demokrit würde aber wahrscheinlich dieses Weltbild abgelehnt haben, nicht weil es willkürlich ist — darin blieb ja auch die Atomistik in den Grenzen der dichtenden Metaphysik —, sondern weil es die innere Einheit der Gedanken vermischen lasse; und der grimme Heraklit würde über diese Philosophie schwerlich milder als über die seiner andern Zeitgenossen geurteilt haben. In der Tat gehört diese Spekulation ganz und gar dem poetischen Stadium der Metaphysik an. Sie bewegt sich in einer Reihe willkürlicher Einfälle und unbestimmter Analogien, bei denen man sich trotz modernen Anspielungen in die Zeit zurückversetzt fühlt, wo die Kunst des strengen logischen Denkens noch nicht entdeckt war, und die positive Wissenschaft sich noch auf ihrer Kindheitsstufe befand. Gerade in diesen Eigenschaften besitzen aber die »Welträtsel« doch wieder einen typischen Wert. Sie zeigen an einem mustergiltigen Beispiel, daß, wenn jemand, ohne sich viel um das zu kümmern, was die Geschichte des Denkens bis dahin geleistet hat, frisch und fröhlich daran geht, sich seine Weltanschauung nach eigenem Bedürfnis zu modeln, er immer wieder da anfängt, wo auch die Philosophie angefangen hat, mit Dichtung und Mythos. Den meisten wird diese Form primitiver Metaphysik durch ihre Religion entgegengebracht. Wo das nicht der Fall ist, wo der einzelne frei seinen spekulativen Neigungen

nachgeht, da wird aber immer ein solches mehr oder weniger verschwommenes, aus freier Dichtung und halbvergeffenen Mythen zusammengesetztes Gebilde entstehen, eine primitive Philosophie in neuem, mit Ornamenten moderner Wissenschaft ausgestatteten Gewande.“ Gewiß eine vortreffliche Charakteristik des Philosophen Haeckel. Hermann Ebbinghaus belehrt uns über den dermaligen Stand der Psychologie, Rudolf Eucken über die Philosophie der Geschichte, Wilhelm Münch über die Pädagogik, Theodor Lipps über die Ästhetik. Die würdige und glänzende Ordnung des inhaltreichen Bandes macht Friedrich Paulsens Betrachtung über die Zukunftsaufgaben der Philosophie, worin auch das religiöse Problem in einer Weise gelöst wird, die viele befriedigen wird. Am Schluß wird mit scharfem Spott die philosophische Schulgründeret gegeißelt und das Treiben von Leuten, die mit ganz gewöhnlicher Reklame ihre Augenblickseinfälle zur weltbeherrschenden Philosophie aufzubauen verstehen.

Nochmals: „Warum heiratet unsre Tochter nicht?“ In einer der letzten Nummern der Grenzboten las ich unter obenstehender Spitzmarke von Beobachtungen, die ein töchterloser Vater an Heiratenden und nicht Heiratenden jungen Mädchen der höhern Stände angestellt hat. Ich bin in bezug auf das, was er von den Ursachen der größern oder geringern Heiratschancen unsrer jungen Damen sagt, ganz seiner Ansicht, doch finde ich, daß er einige große Hauptfachen keiner Erwähnung gewürdigt hat. Als Mutter von sechs Töchtern, von denen vier verheiratet sind, während die beiden Jüngsten noch im Glanz der Backfischjahre prangen, fühle ich mich berechtigt, auf diesem Gebiet meine Ansichten zu haben und mitzusprechen und bin gern bereit, aus dem Schatze meiner Erfahrungen einiges auszukramen, wobei ich jedoch von vornherein erwähnen will, daß wir nicht mit irdischen Gütern reich gesegnet sind, meine Töchter also vor Mitleidstägern geschützt waren, und daß meine Kinder keine besondern Schönheiten zu nennen sind, sondern bloß „gut aussehen“, wie man zu sagen pflegt.

Zuerst die große Frage: Können wir Eltern etwas dazu tun, um unsre Töchter unter die Haube zu bringen? Ja und nein. Indirekt und bei der Erziehung sehr viel; direkt gar nichts, falls wir uns vor der Verantwortlichkeit scheuen, Schicksal spielen zu wollen.

Ich habe meine Töchter niemals „ausgeführt“. Ich hasse diesen Begriff und finde, es liegt etwas Entwürdigendes für die jungen Damen in dieser gewissermaßen offiziellen Mitteilung an die Welt, daß sie nun erwachsen und zu haben seien, in dieser Verpflichtung, die wir unserm Verkehrskreise auferlegen, für das Bekanntwerden unsrer Töchter zu sorgen, in dieser Warenauslage in den Schaufenstern. Ohne daß wir jemals im eigentlichen Sinne des Wortes „Haus gemacht“ haben, standen aber unsre Türen allen Bekannten unsrer Kinder, den jungen Mädchen ebenso wie den jungen Herren offen, und wir hatten dadurch immer einen regen, sehr netten und völlig zwanglosen Verkehr in unserm Hause. Diese Art von Geselligkeit bringt ja dadurch, daß man oft unerwartet und unvorbereitet besucht wird, einige Unbequemlichkeiten für die Hausfrau mit sich, dafür aber werden keine großen Anforderungen an die Bewirtung gestellt, und unsern Gästen wird das angenehme Gefühl gegeben, keine Umstände zu machen.

Dies aber ist auch das einzige, was wir an Greifbarem für die Zukunft unsrer Töchter getan haben, das übrige haben sie selbst besorgt. Verlobt haben sie sich alle ohne mein Zutun, ganz „von alleine“. Wie ihnen denn das so leicht gelungen ist? Ja, sie haben sich an das Rezept des oben erwähnten töchterlosen Vaters gehalten, sie haben von ihrem Kapital von Herzengüte, das ihnen die freundliche

Natur verliehen, reichliche Zinsen in Scheidemünze als Liebenswürdigkeit in Haus und Gesellschaft ausgegeben, und sie mögen im tiefsten Grunde ihrer Seele nie an ihrer Zukunft als einstige Frauen gezweifelt haben, setzten sich nicht in falschem Stolz den männlichen Annäherungsversuchen als *Noli me tangere* entgegen. Doch sind diese beiden Punkte allein wohl noch nicht ausschlaggebend.

Ich habe in meinem Leben immer wieder Gelegenheit gehabt, zu beobachten, was für einen großen Reiz Natürlichkeit, Unmittelbarkeit, Harmlosigkeit und Unbewußtheit ausüben, und es entsteht für uns Eltern die Frage: Was können wir in der Erziehung tun, um unsern Töchtern diese Mitgift der Natur zu erhalten? Anmut, dieses köstlichste Geschenk, bekommen ja nicht alle Mädchen in die Wiege gelegt, sie können wir weder erlangen noch uns erhalten, wenn sie uns versagt wurde. Doch jene Gaben wurden uns allen gleichmäßig geschenkt, wir verlieren sie aber meist bald wieder, entweder durch ungünstige Umstände oder durch unsre Erziehung, wenn wir zu Vorsicht und Mißtrauen gegen unsre Mitmenschen aufgefordert, uns zu früh die Augen über sie geöffnet wurden, wenn wir lernten, bei allem, was wir tun und sagen, den Eindruck zu bedenken, den unser Wort und Wesen auf die andern machen würde, wenn den Mädchen im Zusammensein mit Knaben entweder unnötige Prüderie und übertriebne Reserve oder ein entschiednes Entgegenkommen nahegelegt wird, wenn wir die Leute in unsrer Gegenwart über unser Aussehen oder Wesen sprechen hörten, kurz, wenn erstens Menschenliebe und -vertrauen nicht gepflegt werden oder die Eitelkeit zu laut wachgerufen wurde. Eitelkeit aber ist meiner Ansicht nach die schlimmste Feindin der Natürlichkeit, sie ist so oft die Quelle der Reflexion über uns selbst, sie macht uns unfrei, unwahr, bewußt, absichtlich, nach Schein haschend, sie zu unterdrücken müßte eine der Hauptaufgaben der Erziehung sein. Wahrhaft glücklich wird erst der, der von sich selbst loskommt, der sich dank einer weisen Erziehung und eigener Selbstzucht so zu geben vermag, wie er ist, selbst glücklich und beglückend für die, mit denen er in Berührung kommt. Wie überall, suchen wir auch im Menschen die Natur, das Wahre, und wie ein erfrischender Quell im Walde wirkt es auf uns, wenn wir einem Geschöpf begegnen, das uns frisch aus der Hand der Natur zu kommen scheint.

Zur Natürlichkeit gehört bei der Frau auch die Weiblichkeit. Etwas andres sein zu wollen als das, wozu die Natur uns gemacht hat, ist nicht nur unschön, unklug, es ist auch unwahr. Unweiblichkeit steht darum keiner Frau gut zu Gesicht; wenn sie anziehend sein soll für den Mann, so muß das andersartige in ihr, das, was sie vor ihm voraus hat, hervorgehoben sein, nicht das, was sie ihm gleich machen soll.

Einen großen Fehler begehn meiner Ansicht nach die Mütter oft in der Toilettenangelegenheit ihrer Töchter. Ich meine damit nicht nur, daß sie aus der Kostbarkeit der Gewänder einen Rückschluß auf die Eitelkeit und die nicht haushälterischen Eigenschaften der Trägerinnen provozieren, sondern ich habe dabei auch jene auffallenden Toiletten im Auge, die den Blick von der Persönlichkeit auf deren Kleidung abziehen. Die Toilette ist meiner Meinung nach die beste, die in keiner Weise als eigner Wert hervortritt, die nur dazu da ist, die Erscheinung der Trägerin ins beste Licht zu rücken, zur Geltung zu bringen, die nur Mittel zum Zweck sein will. Es sei denn, daß die Persönlichkeit eine so reizlose ist, daß man gut tut, die Blicke von ihr ab auf ihr drum und dran zu lenken, wenn die schöne Hülle ein Trost für den geschmacklosen Kern sein soll.

Doch nun genug von dem, was die Heiratschancen unsrer Töchter mehren oder vermindern kann. Die Hauptschuld an der Tatsache, daß so viele allerliebste Mädchen sitzen bleiben, tragen doch die Verhältnisse unsrer Zeit und die dadurch

vielfach hervorgerufene Heiratscheu unsrer Herren. Doch das ist ein Kapitel für sich, das hier nicht weiter erörtert werden soll.

Nur noch auf eine große Schwierigkeit in der Mädchenerziehung will ich hindeuten. Wie löst man das Problem, wie vereinigt man es, den jungen Mädchen den Glauben an ihren zukünftigen Beruf als Frauen und Mütter zu bewahren und sie zugleich so zu beeinflussen, daß sie danach streben, brauchbare, tüchtige, ganze Menschen zu werden auch ohne Erfüllung jenes Lebenszweckes? Man soll in ihren Gemütern die natürliche Auffassung der Ehe als dem seligmachenden Schicksal der Frau erhalten und sie zugleich zu einem sie befriedigenden andern Beruf erziehen? Entweder — oder. C. Weber

Kursächsische Kirchenmusikpflege. Es ist ein überraschend dicht gefülltes Bild der Teilnahme von Geistlichen und dann besonders von genossenschaftlich vereinigten Bürgern und Schülern an dem musikalischen Schmuck des ältern sächsischen Gottesdienstes in den größern und namentlich auch sehr vielen kleinern Orten des alten Kursachsens, das uns soeben Johannes Kautenstrauch in seinem Buche Luther und die Pflege der kirchlichen Musik in Sachsen (Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1907) zeigt. Mit Wienerfleiß hat er allerhand literarische und archivalische Notizen zu seinem ausgedehnten Mosaikwerke gesammelt: Organisationen, ihre Finanzen, ihr künstlerisches Bestreben, ihre Schicksale namentlich vom sechzehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert werden in großer Menge lebendig, vom Harz bis zum Riesengebirge, besonders aber im Gebiete des heutigen Königreichs Sachsen. Einige Seiten über die Ausläufer dieses alten Lebens im neunzehnten Jahrhundert und über Luthers bekannte Stellung zur Musik lassen die Wahl des Titels berechtigt erscheinen.

Das Seite 15 zitterte, im Grunowschen Verlag erschienene Handbuch der Musikgeschichte ist nicht von „Arrey und Dommer“, sondern von Arrey von Dommer verfaßt.



Die Verbreitung des Odol über die ganze Erde steht ohne Beispiel da.

Es gibt kein zweites Industrieprodukt, das eine derartig enorme Verbreitung in allen Ländern gefunden hat.